

**HEYNE** <

## DAS BUCH

New York: Die 39-jährige Amanda Rosenbloom, Besitzerin des Astor Place Vintage Ladens, sucht die betuchte Jane Kelly auf, um ihr Vintage-Kleidung abzukaufen. In einem Muff entdeckt Amanda ein eingenähtes Tagebuch, das dort offensichtlich jemand sicher verwahren wollte. Amanda erzählt Jane nichts von ihrem Fund und macht sich daran, das Tagebuch zu lesen – tiefer und tiefer wird sie in das Jahr 1907 und die Lebensgeschichte der 20-jährigen Olive Westcott hineingezogen. Immer mehr Parallelen entdeckt sie zwischen sich und der jungen Frau, und viele Fragen tauchen auf, deren Antworten Amanda in dem geheimen Tagebuch vermutet ...

Zwei Frauen, zwei Jahrhunderte und die Suche nach der wahren Liebe!

## DIE AUTORIN

Stephanie Lehmann studierte in Berkeley und an der New York University; sie unterrichtete kreatives Schreiben bei Mediabistro und online bei Salon.com, wo auch ihre Essays publiziert wurden. Derzeit lebt sie in New York City.

STEPHANIE LEHMANN

DAS  
TAGEBUCH  
DER JANE KELLY

Aus dem Amerikanischen  
von Anke Kreutzer

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe ASTOR PLACE VINTAGE  
erschien bei Touchstone, Simon & Schuster, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Holmen Book Cream* liefert  
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 11/2013  
Copyright © 2013 by Stephanie Lehmann  
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2013  
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik/Design, München  
Umschlagmotive: © Heather Hanrahan/Flickr/GettyImages  
und Depositphotos/Javarman  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-41149-4

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für meinen Vater*



DIENSTAG

---

12. Juni 2007





## KAPITEL EINS

### *Amanda*

Mein Termin führte mich zum Stewart House – einem hohen, weißen Backsteinbau in der Zehnten Straße, Nähe Broadway. Ich war schon oft an diesem Haus aus den Sechzigerjahren vorbeigelaufen, hatte es aber noch nie von innen gesehen. Angesichts der Eckbalkone, der kreisförmigen Einfahrt und des Foyers mit den prächtigen Lüstern erschien mir meine eigene Bleibe ein paar Straßen weiter geradezu vorsintflutlich. Nur die Miete war auf der Höhe der Zeit.

Am Ende eines langen Flurs, der mit gerahmten Museumsplakaten von Impressionismusausstellungen dekoriert war, stand ein Mann in Jeans und T-Shirt barfuß an der Tür. Er war um die vierzig, wollte aber wie Ende zwanzig wirken. Vielleicht bildete ich mir das auch nur ein. Zufällig hatte ich heute Geburtstag und war nicht begeistert davon, neununddreißig zu werden.

»Ich wollte zu Jane Kelly«, sagte ich. »Sie hat mich angerufen, es geht um einige Kleider.«

»Kommen Sie rein.«

Als ich eintrat, musterte er mich verstohlen. Ob ihm gefiel, was er sah, konnte ich nicht sagen. Es war mir auch egal. Ich fand ihn attraktiv, aber er war nicht mein Typ:

gebräunt, schwarzes Haar und Bart. Ich stand nicht auf Bärte – zu kratzig.

Er führte mich in ein gepflegtes Wohnzimmer mit dänischen Teakmöbeln, einem Nierentisch vor dem Sofa und einem Sessel mit geschwungener Rückenlehne – möglicherweise ein echter Eames. Jedem Möbelhändler wäre das Wasser im Mund zusammengelaufen, doch ich kam nicht wegen der Tische und Stühle. In einer Ecke saß eine zierliche Frau mit schütterem, grauem Haar, sie beugte sich über einen Schreibtisch und starrte auf einen Computerbildschirm.

»Grandma? Hier ist Besuch wegen deiner Kleider.«

Irgendwie seltsam, wenn ein erwachsener Mann jemanden Grandma nannte, doch diese Dame war wirklich eine Greisin. Sie hätte einen Enkel im Rentneralter haben können. Wohnte er bei ihr? Vielleicht war er ein guter Junge, der für seine gebrechliche Angehörige sorgte – oder ein Schmarotzer.

»Vom Secondhandshop?« fragte sie, ohne den Blick vom Monitor zu heben.

Ich zog die Bezeichnung »Vintage-Boutique« vor, verkniff mir jedoch eine entsprechende Bemerkung. »Amanda Rosenbloom von *Astor Place Vintage*. Sie hatten mich angerufen?«

»Er wollte die Heilsarmee holen«, erwiderte sie, während sie die Homepage der *New York Times* herunterscrollte. »Ist das zu fassen?«

Der Enkel wünschte mir mit erhobenem Daumen viel Glück und verließ den Raum. Die ältere Dame drehte sich nicht um. Ich trat an die Fensterfront, die nach Norden hinausging und daher nicht im direkten Sonnenlicht lag,

dafür allerdings in dieser Höhe einen umso spektakuläreren Blick auf den Union Square, das Flatiron und das Empire State Building bot.

»Tolle Aussicht«, sagte ich. Sie drehte sich immer noch nicht um. Ich ging auf sie zu und räusperte mich. Sie klickte auf die Seite mit den Todesanzeigen. Vielleicht hörte sie nicht mehr gut, also trat ich noch näher heran und sprach lauter. »Möchten Sie mir Ihre Sachen zeigen?«

»Ist mir schleierhaft, wie sich so ein Laden über Wasser hält.«

Gleichzeitig klickte sie die Nachricht vom Tod eines Mr. Wizard an, der in den Fünfzigerjahren eine Wissenschaftsshow im Fernsehen moderiert hatte. »Wie viele alte Kleider kann man pro Tag verkaufen?«

Ich ließ die Frage unbeantwortet. Schließlich wandte sie sich doch noch um und fixierte mich durch ihre Brille. Sie stand auf und hielt sich mit der knöchernen, von Altersflecken übersäten Hand an der Stuhllehne fest. So gebrechlich. So dürr. Zu schwach, um sich noch lange ans Leben zu klammern. Ich dachte unwillkürlich an ein Skelett.

»Ich trenne mich von allem«, sagte sie und griff nach einem Metallstock, der am Schreibtisch lehnte. »Krebs. Sie können nichts mehr für mich tun. Unheilbar.«

»Das tut mir leid.« Bedauerlicherweise gehörte es zu meinem Beruf, Kunden, deren Ende nahte, um ihre Habe zu erleichtern.

»Kein Drama«, sagte sie. »In meinem Alter. Achtundneunzig. Auch wenn ich gehofft hatte«, fügte sie in bitterem Ton hinzu, »es bis hundert zu schaffen.«

Auf jeden Fall half Mrs. Kellys Blickwinkel, meine eige-

nen Probleme mit dem Alter in einem milderen Licht zu sehen.

»Ich zeige Ihnen, was ich habe«, sagte sie. »Es sind ein paar Designerkleider dabei. Ein Rudi Gernreich. Wissen Sie, wie rar die sind? Zur Heilsarmee!«

»Ich müsste mir alles einmal anschauen, um einschätzen zu können, was sich noch verkaufen lässt.« Ich stellte meine Hobo-Bag auf dem Sofatisch ab. »Und dann können wir uns auf einen Preis verständigen.«

Im Schneckentempo folgte ich Mrs. Kelly aus dem Zimmer. »Mir ist aufgefallen, dass dieses Gebäude Stewart House heißt. Nach dem alten Warenhaus?«

»Ja, das Kaufhaus A. T. Stewart stand genau hier. Natürlich existierte die Firma schon nicht mehr, als ich zur Welt kam; da war schon Wanamaker's eingezogen.«

»Aber Wanamaker's lag doch gegenüber.« Da war ich mir ganz sicher. Die U-Bahn-Station am Astor Place hatte einen Ausgang direkt ins Geschäft. Heute führte er in ein Kmart-Kaufhaus.

»Das haben sie später dazugebaut«, erklärte sie. »Das ursprüngliche stand hier.«

»Ach so.« Es ärgerte mich ein bisschen, dass ich das durcheinandergebracht hatte. »Ich wusste nicht, dass es zwei Gebäude gab.« Als zwanghafter Googler war die Geschichte Manhattans eines meiner Lieblingsthemen, vor allem wenn es darum ging, was sich früher einmal wo befunden hatte.

»Die New Yorker nannten es den Iron Palace. Ist in den Fünfzigern abgebrannt. Ein wunderschönes Gebäude einfach ausgelöscht.«

Ich stellte mir vor, wie genau da, wo wir standen, die

Flammen in den Himmel loderten. »Und heute weiß kaum noch jemand, dass es überhaupt mal ein Wannamaker's gegeben hat, geschweige denn A. T. Stewart.«

»Wieso auch?« Sie öffnete die Faltschiebetür ihres Kleiderschranks, und ich blickte auf eine eindrucksvolle Reihe Kleider, die ordentlich auf Holzbügeln an einer Stange hingen. »Legen Sie alles, was sich gut verkaufen lässt, auf die Seite, und dann reden wir über den Preis«, sagte sie und humpelte ins Wohnzimmer zurück.

Ein makabrer Aspekt meiner Arbeit: »Vintage-Kleidung« war ein Euphemismus für »Kleider, deren ursprüngliche Besitzer wahrscheinlich tot sind«. Im Gegensatz zu Antiquitäten wurden Kleidungsstücke von den Menschen wie eine zweite Haut am Leib getragen; sie schwitzten oder kuschelten sich gegen die Kälte hinein. Wenn ich mir potenzielle Ware ansah, verdrängte ich diesen unbehaglichen Gedanken, denn sowie ich in den alten Sachen stöberte, erwachte in mir der Jagdinstinkt, und ich hoffte, ein ausgefallenes oder besonders wertvolles Stück zu finden.

Jane Kelly hatte sich in jungen Jahren ausgesprochen modisch gekleidet, so viel stand fest. Schwer vorzustellen, dass der gebrechlichen, zarten Frau einmal die Stücke im Schrank gepasst hatten. Ich legte ein paar Freizeitkleider aus den Vierzigern und Fünfzigern heraus, die sicher eine Liebhaberin finden würden. Eine umfangreiche Kollektion Cocktailkleider aus den Sechzigerjahren ließ vermuten, dass Janes Einkommen damals proportional zu ihren Einladungen zu gesellschaftlichen Ereignissen angewachsen war.

Das Rudi-Gernreich-Designerkleid war fantastisch: ein bodenlanges, unten ausgestelltes Strickkleid im Mod-Stil,

noch dazu wie neu. Das figurbetonte Oberteil hatte einen tiefen U-Ausschnitt mit einem winzigen Schachbrettmuster in Schwarz auf violetterem Grund. Von der hohen Taille bis zum Knie wurde dasselbe Muster größer, und vom Knie bis zum Saum waren die Farben getauscht. Ein Pardestück für Mod, für Op-Art. Das konnte locker für fünf- oder sechshundert Dollar weggehen.

Ein sexy Kleid mit Sanduhr-Silhouette sah so aus, als könnte es mir passen. Das Königsblau würde mir mit meiner hellen Haut und den dunklen Haaren gut stehen. Ich beschloss, mir etwas zu gönnen – vorausgesetzt, Mrs. Kelly und ich wurden uns handelseinig. Es wäre ideal für mein Geburtstags-Dinner. Weiße Peeptoos mit hohem Absatz, purpurroter Lippenstift und passender Nagellack würden den Look komplettieren.

Nachdem ich alles durchgesehen und meine Auswahl getroffen hatte, überlegte ich mir einen Preis und hoffte, dass er hoch genug war. Für alles zusammen setzte ich mir eintausenddreihundert Dollar als Obergrenze. Ich nahm ein paar Stapel mit ins Wohnzimmer, wo Mrs. Kelly mit geschlossenen Augen und offenem Mund auf dem Sofa saß. Für einen Moment wusste ich nicht, was ich tun sollte, um sie zu wecken, doch dann benahm ich mich einfach so, als wäre sie wach. »Ich wäre bereit, Ihnen tausend Dollar zu zahlen.«

Sie riss die Augen auf. »Für welches Kleid?«

»Alles zusammen«, erwiderte ich und unterdrückte ein Schmunzeln.

»Soll das ein Witz sein?«

»Ich bin Geschäftsfrau.« Ich verschränkte die Arme vor der Brust.

»Zweitausend Dollar«, sagte sie.

»Eintausendzweihundert, mehr ist leider nicht drin.«

Sie zog ein Sechziger-Etuikleid aus dem Stapel. Es war wirklich süß, mit einem Mod-Flowerpower-Muster in Schwarz-Weiß und einem schlimmen Fleck auf dem Oberteil, den ich möglicherweise herausbekommen würde.

»Damit können Sie nichts anfangen. War mal mein Lieblingskleid. Ich hab auf einer Party über einen albernen Witz gelacht und mir Rotwein drübergeschüttet ... hab ich mir nie verziehen.«

»Ich könnte versuchen, den Fleck rauszukriegen.«

»Wenn Sie Ihre Zeit verschwenden wollen.« Sie warf es mir hin. »Für tausendachthundert Dollar kriegen Sie noch den Koffer dazu.«

Dabei deutete sie mit dem Kopf auf einen alten Schrankkoffer, der ein paar Schrammen und andere Altersspuren aufwies. Mit ein bisschen Olivenöl und Zitronensaft würde er wieder in altem Glanz erstrahlen. Andererseits hatte ich für das sperrige Ding keinen Platz, und sie waren nicht mehr in Mode.

»Da sind Kleider drin«, sagte sie. »Viel ältere Sachen, bestimmt hundert Jahre alt. Wenn ich es mir recht überlege ... tausendneunhundert für das Ganze.«

Seltsam, wie der Drang zum Feilschen noch so stark sein konnte, wenn man schon mit einem Bein im Grab stand. »Darf ich mal einen Blick reinwerfen?«

»Nur zu.« Sie lehnte den Kopf zurück und schloss wieder die Augen.

Ich kniete mich aufs Parkett, nahm einen Stapel *New Yorker*-Hefte vom Deckel und klappte ihn auf. Mir schlug der wohlvertraute Geruch nach Mottenkugeln, Staub und

Moder entgegen. In einem Einlegefach, das ich herausnahm, entdeckte ich neben Knöpfen, Bändern und Spitze weiße Seidenhandschuhe und einen verschossenen, aber immer noch sehr hübschen, gestreiften Sonnenschirm.

Der Hauptteil des Koffers war randvoll gepackt. Umsichtigerweise hatte jemand – vermutlich Mrs. Kelly – die Kleider einzeln in Kissenbezügen verstaut, eine gute Methode, sie zu schonen. In einem fand ich einige weiße Baumwollnachthemden, im nächsten Unterröcke und Mieder. Ein dritter wartete mit einer kleinen Kostbarkeit auf: einer Pelzstola mit einem passenden Muff. Die üppige Stola war etwa einen Meter lang, mit einem Fuchskopf und zwei Pfoten am einen, dem Schwanz und den hinteren Pfoten am anderen Ende. Mir starrten leere, schwarze Glasaugen entgegen, und kleine, weiße Zähne schienen jeden Moment zubeißen zu wollen. Auf einem Etikett an der Innenseite der Stola stand: C. G. Gunther Son's Fifth Avenue New York. Durch das Etikett stieg sein Wert. Ich steckte die Hände in den Muff – und stieß mit dem Knöchel gegen etwas Hartes.

Seltsam.

Ich sah hinein. Das schwarze Satinfutter war am Saum aufgetrennt und mit ungeübten Stichen wieder zugenäht worden. Hatte hier jemand etwas eingnäht? Vielleicht ein Bündel Geld?

Verstohlen blickte ich zu Mrs. Kelly hinüber. Sie schnarchte leise mit offenem Mund. Sollte ich es riskieren, der Sache nachzugehen? Lautlos ging ich quer durchs Zimmer zu meiner Hobo-Bag. Die große, braune Ledertasche stammte von meiner Mutter, die sie in den Siebzigerjahren auf einem ihrer Streifzüge durch Altman's



gekauft hatte. Jahrzehnte später fand ich sie eines Tages im obersten Fach ihres Kleiderschranks. Inzwischen begleitete die Tasche mit dem weichen Leder mich überallhin, genau wie das Nähzeug, das sich darin befand.

Im Schneidersitz machte ich es mir neben dem Koffer auf dem Boden bequem und kramte die alte Schrafft's-Bonbondose hervor, in der ich meine Nähutensilien aufbewahrte. Mit dem Auftrenner öffnete ich die Naht so weit, dass ich den darin versteckten Gegenstand herausholen konnte: ein Buch mit schwarzem Ledereinband.

Auf der Innenseite des Deckels stand der Name »Olive Westcott« in sauberer Kursivschrift. Ich blätterte weiter und stellte fest, dass es sich bei dem Fund um ein Tagebuch handelte. Wieso hatte es jemand in den Muff eingenäht?

Plötzlich hatte ich ein Déjà-vu, als hätte ich genau das in genau diesem Raum schon einmal getan. Ich schüttelte es ab und las den ersten Eintrag:

*18. September 1907*

*Ich besitze dieses Tagebuch seit einer Ewigkeit. Vater hat es mir geschenkt, als ich zwölf war, aber ich habe es nie geführt. Jetzt, wo ich zwanzig bin, habe ich endlich etwas, worüber ich schreiben kann. Von heute an bin ich offiziell New Yorkerin! Vater leitet die Woolworth-Filiale in der Vierunddreißigsten Straße, und wir sind soeben in der Neunundzwanzigsten Straße, Ecke Madison Avenue in eine Suite in einem Hotel gezogen. Die Wohnung ist hochherrschaftlich und verfügt über allen modernen Komfort: Telefon mit Fernverbindung, Strom, fließendes Wasser, warm*

*und kalt, Dampfheizung und – der größte Luxus –  
täglichen Zimmerservice. Ich kann es gar nicht ab-  
warten, mein neues Leben zu beginnen!*

Ich hätte gerne weitergelesen. Die Abenteuer einer jungen Frau, die gerade in Manhattan angekommen ist, waren unwiderstehlich. Ich konnte Mrs. Kelly fragen, ob ich es mir ausborgen dürfte, aber wenn sie nun Nein sagte? Wusste sie überhaupt von der Existenz dieser Aufzeichnungen? Am besten nahm ich es mit und gab es ihr später wieder zurück – was war schon dabei?

Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass Mrs. Kelly immer noch schlief, steckte ich das Tagebuch in meine Tasche – ein vollkommen unüberlegter, schändlicher Einfall, der überhaupt nicht zu mir passte, als wäre ich für den Moment nicht ich selbst.

Dann wandte ich mich wieder dem Koffer zu und ging ihn weiter durch. Offenbar war alles in frisch gewaschenem Zustand verstaubt worden und deshalb gut erhalten – kein Schimmel, keine unerwünschten Krabbeltierchen. Ein weißes Nachmittagskleid aus weißer Spitze ließ sich vielleicht verkaufen – manche Frauen liebten so etwas als Hochzeitskleid –, doch der Rest eignete sich kaum für meine Kundschaft. Die langen Röcke waren sperrig und schwer, die bauschigen, weißen Blusen unvorteilhaft. Im letzten Kissenbezug fand ich das schönste Stück: ein prächtiges, grünes Satinkleid mit einer dunkelroten Schärpe. Ich hielt es hoch, um es zu bewundern.

»Das ist perfekt erhalten«, sagte Mrs. Kelly und erschreckte mich zu Tode. Ihre durchdringende Stimme klang nicht so, als hätte sie geschlafen.

»Nicht so ganz«, erwiderte ich. »Der Stoff ist sehr spröde und kann leicht reißen, und die Schweißflecken hier am Armausschnitt gehen sicher nicht mehr raus.«

»Das könnten Sie auf der Stelle anziehen und darin zum Dinner ins Plaza gehen.«

»Hätten sie das Plaza nicht in Eigentumswohnungen umgewandelt. Der Edwardian Room ist nur noch ein blasser Abglanz dessen, was er mal war.«

»Wo man hinsieht, geht es bergab«, sagte sie mit einem wehmütigen Lächeln. »Ich hab allen Grund, dankbar zu sein, dass ich mir das nicht mehr lange mitansehen muss.«

Ich seufzte mitfühlend und wappnete mich dafür, ihr mein Urteil mitzuteilen. Kleidung aus einer Zeit vor den Zwanzigerjahren taugte meist nur noch zu Dekorationszwecken, aber nicht zum Verkauf. Es tat den empfindlichen Stoffen und Besätzen beinahe Gewalt an, einen Körper hineinzuzwängen. Die schiere Vorstellung, dass meine Kundinnen sie anprobierten, machte mich nervös. »Eigentlich führe ich so alte Artikel nicht. So schön ich Kleider aus dieser Zeit finde, werden sie leider nicht nachgefragt.«

Ich konzentrierte mich auf die Zeit von den Dreißiger bis zu den Sechzigerjahren und richtete mich beim Einkauf danach, was mir selbst gut gefiel. Ein besonderes Faible hatte ich für Minikleider, Go-go-Stiefel und schwarze Caprihosen. Schon eigenartig, wie die Mode aus der Zeit, in der die eigenen Eltern jung waren, eine magische, nostalgische Anziehungskraft entwickeln konnte. Keine spätere Stilrichtung konnte in meinen Augen mit den früheren Jahrzehnten mithalten. Die Siebziger waren

durch den Polyester verdorben worden. Wahrscheinlich würde dieser grässliche Stoff ebenso überleben wie Kakerlaken, während die Menschheit der Klimaerwärmung oder der nächsten Eiszeit – je nachdem, was früher kam – zum Opfer fiel.

»Geben Sie mir einfach zweitausend Dollar für alles zusammen«, sagte Mrs. Kelly, »und wir sind quitt.«

Auf einmal standen wir wieder bei zweitausend? »Nein, tut mir leid.«

»Wollen Sie etwa behaupten, diese schönen Sachen wären weniger wert, obwohl sie älter sind?«

»Die sind etwas wert – manche Stücke sind richtig kostbar. Aber sie gehen in meinem Geschäft nicht gut. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Ich nehme die anderen Kleider für eintausendzweihundert Dollar und die Sachen aus dem Koffer in Kommission. Falls ich etwas verkaufe, teilen wir den Erlös. Für den Koffer selbst habe ich keine Verwendung, er nimmt zu viel Platz weg.«

»Wie teilen wir?«

»Sechzig zu vierzig.«

»Sechzig für mich?«

Ich schmunzelte. »Für mich.« In dem Punkt war ich eisern.

»Was soll's, nehmen Sie die Sachen«, sagte sie schließlich in einem Ton, als hätte ich aus ihrer Garderobe eine Lumpensammlung gemacht. »Ich will nichts mehr davon sehen.«

»Dann werde ich jetzt eine Einzelaufstellung der Teile anfertigen, die ich in Kommission nehme, und ich würde Sie bitten, mir einen Standardvertrag über unsere Vereinbarung zu unterschreiben.«

»Nur zu.« Sie griff zur Fernbedienung. »Tun Sie, was Sie für richtig halten.«

Während sie sich eine Talkshow ansah, erstellte ich eine Inventarliste sämtlicher edwardianischer Kleider aus dem Schrankkoffer. Nachdem das erledigt war, reichte ich ihr die Aufstellung zusammen mit meinem Vertrag und einem Stift. Sie setzte eine Brille auf und las die Abmachung von vorne bis hinten durch, bevor sie unterzeichnete. Die Liste überprüfte sie nicht.

»Einen Teil der Sachen kann ich gleich mitnehmen«, erklärte ich ihr. »Aber würden Sie mir die übrigen vielleicht in den Laden schicken lassen?«

»Ich werde meinen Enkel bitten, Ihnen den Rest zu bringen.«

»Das wäre perfekt«, sagte ich und achtete sorgsam darauf, dass sie das Tagebuch nicht sah, als ich meine Handtasche öffnete. Das Sanduhr-Kleid, das Kleid mit dem Rotweinfleck und den Muff legte ich darauf, nachdem ich meine Visitenkarten herausgeholt hatte. »Wenn er kommt, gebe ich ihm einen Scheck für den Rest. Hier sind meine Kontaktdaten.«

Sie winkte ab. »Ich weiß, wo Sie Ihren Laden haben.«

»Verstehe. Also dann.« Ich ging Richtung Tür. Da mit einem Abschiedsgruß der alten Dame offensichtlich nicht zu rechnen war, sagte ich: »Es war mir ein Vergnügen.«

Mrs. Kellys Enkelsohn war nirgends zu sehen, und als ich die Wohnungstür öffnen wollte, musste ich feststellen, dass sie abgeschlossen war. Ich drehte am Riegelverschluss, doch die Tür ging immer noch nicht auf. In dem Moment erschien der Enkel. »Warten Sie.«

»Geht schon, ich hab's.« Ich drehte den Griff am unteren Riegel, doch wieder ohne Erfolg.

Er drehte das Schloss zurück. Die Tür sprang auf.  
»Bitteschön.«

»Danke«, sagte ich, auch wenn ich es lieber selbst geschafft hätte. Dabei war er einfach nur höflich.

»Machen Sie's gut!«

Ich nickte. »Gleichfalls.«

Als ich durch den Flur an den Impressionistenplakaten vorbei zum Fahrstuhl ging, schloss er hinter mir die Tür.

## KAPITEL ZWEI

### *Olive*

»Irgendwas Interessantes?«, fragte ich, während ich mein Brötchen dünn mit Butter bestrich.

»Nicht viel«, antwortete mein Vater hinter der Zeitung. »An der Börse herrscht verhaltene Zuversicht, dass sich der Markt erholt.«

Ich gab einen Klecks Marmelade auf die Butter. »Kommt mir bekannt vor.« Erst vor zwei Wochen waren Vater und ich von Cold Spring, einer kleinen Stadt im Norden zwei Zugstunden von New York entfernt, nach Manhattan gezogen.

Für mich war das Frühstück, das wir jeden Morgen mit dem Speiseaufzug bekamen, das Beste an dem nagelneuen Apartmenthotel. Es gab für jeden ein gekochtes Ei, dazu einen Korb mit Brot und Brötchen, eine Kanne Kaffee, Butter, Marmelade, die *Sun* und eine Vase mit frischen Blumen. Man brauchte nur noch das Tablett zum Tisch zu tragen.

Mein Vater faltete die Zeitung zusammen. »Jedenfalls war die Börse stabil, als sie schloss.«

»Hoffen wir, dass es so bleibt.«

»Keine Sorge, Olive, diese Baisse ist bald ausgestanden.«

Wie so viele hatte auch er an der Börse einen Haufen Geld verloren, die genaue Summe kannte ich nicht. Zwar weihte er mich nicht in die Details seiner Spekulationen ein, doch ich hatte absolutes Vertrauen in seinen Sachverstand. Schließlich hatte er unsere Finanzen immer umsichtig und verantwortungsvoll geregelt. Als Kaufhausleiter bei Woolworth verdiente er etwa zehntausend Dollar im Jahr, mehr als genug für einen angenehmen Lebensstandard und eine gesicherte Zukunft. In Zeiten, in denen sich alle Welt Sorgen um die Wirtschaft machte, war der Handel mit Billigwaren eine florierende Branche.

»Hast du heute schon irgendwas Besonderes vor?«, fragte mein Vater. »Oder machst du einfach mit deiner Bestandsaufnahme weiter?«

So bezeichnete mein Vater meine häufigen Kaufhausbesuche. Ich konnte Stunden damit zubringen, die Waren anzuschauen und die Preise zu vergleichen. »Du hast recht«, sagte ich in geschäftsmäßigem Ton, »ich habe tatsächlich noch ein sehr großes Angebot zu prüfen.«

»Du solltest dir auch mal etwas gönnen, zum Beispiel ein neues Abendkleid für das Dinner in ein paar Wochen.«

»Das ist sehr großzügig, Vater, aber ich habe doch schon einige ausgesprochen schöne Kleider.«

Frank Woolworth hatte zu einem Diner in seine Prachtvilla an der Fifth Avenue geladen. Mein Vater sollte als Ehrengast Gelegenheit bekommen, mit den New Yorker Führungskräften Bekanntschaft zu schließen. Ihm hingegen schien mehr daran gelegen, dass ich die hiesigen Jungesellen, die sich auf dem Heiratsmarkt tummelten, kennenlernte. Zwar hatte die Idee, einem umwerfenden



Mann zu begegnen, durchaus ihren Reiz, doch bisher hatte mich bei solchen Gelegenheiten noch niemand auch nur ansatzweise aus dem Gleichgewicht gebracht. Bisher hatte ich mich noch nie verliebt, und so fragte ich mich ab und zu, ob wohl jemals ein Mann solche Gefühle bei mir wecken würde.

Dabei sah ich der Tatsache ins Auge, dass ich in Cold Spring ebenso wenig einem jungen Mann den Kopf verdreht hatte. Vielleicht war ich einfach zu groß, oder mir wurde es zum Verhängnis, dass ich stets meine Intelligenz unter Beweis stellen wollte, statt liebenswürdig zu kokettieren, wie es sich gehörte.

»Ich will dich wirklich nicht drängen, Olive, aber du bist so ein hübsches Mädchen. Man könnte schon auf den Gedanken verfallen, du wolltest nicht, dass es jemand bemerkt.«

»Du findest mich nur hübsch, weil ich deine Tochter bin«, sagte ich schmollend.

»Sei nicht albern, du urteilst viel zu streng über dich. Außerdem stärkt eine neue Garderobe das Selbstvertrauen. Genieße einfach deinen neuen Status als junge Dame der New Yorker Gesellschaft.«

Er gab die Hoffnung nicht auf, ich würde vielleicht doch noch ein süßes, modisch elegantes Ding. Dabei zog ich nun einmal einen schlichten Rock mit hoher Taille vor. Bequemlichkeit war mir wichtiger als eine modische Erscheinung. Deshalb trug ich nicht einmal ein Korsett. Wozu sollte ich mich in so eine Rüstung aus Gräten und Schnüren zwängen? Noch dazu bei meiner Figur – der sprichwörtlichen Bohnenstange.

»Das ist wirklich lieb von dir«, antwortete ich, »aber ich

brauche keinen Einkaufsbummel, um mich besser zu fühlen.«

»Da kann ich von Glück sagen, dass meine Kunden nicht so denken wie du«, sagte er. »Tja, ich sollte mich wohl allmählich anziehen, sonst komme ich noch zu spät.«

Und so verschwand er eilends im Schlafzimmer. Ich goss mir noch eine Tasse Kaffee ein. Zweifellos fand ich Einkaufen wenig reizvoll, weil ich in den Kaufhäusern, die mein Vater leitete, aufgewachsen war. Seit vielen Jahren half ich am Wochenende oder nach der Schule aus, wenn es viel zu tun gab oder eins der Mädchen krank geworden war. Mir gefiel es, eine Aufgabe zu haben, und ich fühlte mich den Kunden irgendwie überlegen, die mir so ziel- und planlos erschienen, wenn sie auf der Jagd nach günstigen Angeboten und billigen Schätzen in den Auslagen wühlten.

Auf jeden Fall zog ich die praktische Arbeit hinter der Ladentheke meiner eigenen Ausbildung vor. Doch nach meinem Highschool-Abschluss überredete mich Vater, noch ein Jahr an der Miss Hall's zu absolvieren, einem Mädchenpensionat in Lenox, Massachusetts, wo ich mich durch damenhafte Unterrichtsfächer wie Benehmen, Kunstgeschichte und die höheren Weihen im Tischdecken quälte. Am Ende meines Aufenthalts hatte ich vor allem eines gelernt: Für die häuslichen Künste fehlte mir jegliches Talent, und so kehrte ich in der Gewissheit zurück, dass ich mit hoher Wahrscheinlichkeit eher ein Geschäft als einen Haushalt erfolgreich führen würde.

Derzeit interessierte es mich brennend, was im Kopf der Kundschaft vorging. Was machte etwas zu einem Objekt der Begierde, das man unbedingt haben wollte? Und

wieso verlor es, kaum dass man es besaß, so schnell seinen Reiz? Wurde dieses Ritual *trotz* der kurzlebigen Befriedigung so zwanghaft wiederholt – oder genau aus diesem Grund?

Vater knöpfte noch seine Hemdmanschetten zu, als er in die Diele trat. Ich stand schon mit seinem Filzhut und Mantel an der Wohnungstür bereit. Zugegeben, ich war stolz auf meinen stattlichen Papa – mit seinen zweiundvierzig Jahren, seinem schlanken Körperbau, dem welligen, braunen Haar und frischen Teint war er eine stattliche Erscheinung. Ich sehnte mich danach, ihm Freude zu machen, wusste aber auch, dass ich niemals seinem Idealbild einer jungen Dame entsprechen würde. Schlimmer noch: Wenn er erst erfuhr, dass es mir mehr am Herzen lag, eine berufliche Laufbahn einzuschlagen als einen Ehemann zu finden, wäre er von mir enttäuscht.

»Du bist zu viel allein«, sagte er, während er in den Mantel schlüpfte. »Das macht mir zu schaffen. Ein Jammer, dass wir hier keine Verwandtschaft haben. Ich hab immer noch vor, ein paar alte Freunde aufzuspüren, die dich vielleicht ein paar jungen Leuten vorstellen könnten.«

»Ich weiß«, sagte ich gerührt und reichte ihm den Hut. Zwar war er in Greenwich Village aufgewachsen, aber seit seinem Umzug vor zwanzig Jahren war der Kontakt zu seinen damaligen Bekannten abgebrochen. »Meinetwegen brauchst du dir wirklich keine Sorgen zu machen. Du weißt, wie aufregend ich es finde, hier zu sein.«

»Vielleicht ist es nicht ganz so, wie du es dir erhofft hast«, beharrte er, während er einen prüfenden Blick in den Spiegel warf und sich den Lippenbart glatt strich.

»Ich hatte doch noch kaum Gelegenheit, das herauszufinden.«

»Jedenfalls«, sagte er und gab mir einen Kuss auf die Stirn, »gehen wir heute Abend zusammen in ein schönes Restaurant.«

»Das klingt verlockend.«

Nachdem ich die Tür geschlossen hatte, setzte ich mich wieder an den Tisch und schlug die *Stellenangebote für Frauen* auf. Die Liste, die ich überflog, stürzte mich in ein Wechselbad der Gefühle, irgendwo zwischen Zuversicht und Hoffnungslosigkeit. Vaters Bedenken, ich könnte mich einsam fühlen, waren nicht ganz von der Hand zu weisen. Mitten unter Tausenden Menschen fühlte ich mich zunehmend isoliert, nur dass ich mein Heil nicht in gesellschaftlichen Kontakten suchte. Sobald ich die Weichen für meine berufliche Laufbahn gestellt hatte, würde sich das andere Problem von selber lösen.

Allerdings waren die Kleinanzeigen ebenso abschreckend wie die Suche nach einem Kandidaten für mein Eheglück. Unter den Offerten für Stenographinnen, Fabrikarbeiterinnen und Telefonistinnen fand sich auch die eine oder andere für Verkäuferinnen, doch ich hatte Höheres im Sinn, als hinter der Ladentheke zu stehen. Ich hoffte, für eins der großen Kaufhäuser Einkäuferin zu werden. Aus *Dry Goods Weekly*, das Vater abonniert hatte und das ich regelmäßig las, wusste ich, dass es in dieser Sparte viele Frauen gab. Zudem war der Verdienst hier bei allen Berufen, die Frauen offenstanden, am besten. Natürlich ging ich nicht davon aus, dass ich über die nötige Qualifikation verfügte, um direkt in eine solche Tätigkeit einzusteigen, doch höchstwahrscheinlich brauchte irgendwo irgendje-

mand eine Assistentin, auch wenn ich bisher bei meiner Suche noch auf kein einziges Angebot gestoßen war. An diesem Morgen allerdings sprang mir endlich eine Anzeige ins Auge, die wie für mich geschaffen war: *Einkäuferassistentin für Blusenabteilung gesucht – Bewerbungen an Macy's*.

Vor meinem geistigen Auge sah ich mich schon in einem Termin mit einem Vertreter aus Chicago, der mir die Blusen für die nächste Saison präsentierte. Nachdem das Geschäft unter Dach und Fach war, würde ich mit dem Werbetexter über neue Wurfsendungen und Zeitungsinserate sprechen und mich anschließend auf die nächste Einkaufsreise nach Europa vorbereiten.

Natürlich würden solche Fantasien Luftschlösser bleiben, wenn ich nicht aus meiner Traumwelt erwachte und mir die Stelle schnappte. Ich ließ mir ein Bad ein. Beim Anblick des kräftigen Strahls aus dem glänzenden, vernickelten Hahn dachte ich unwillkürlich an unser schreckliches Badezimmer in Cold Spring. Die uralte Zinkwanne steckte in einem Holzkasten, der mich an einen Sarg erinnerte, und der Linoleumboden sah immer schmutzig aus, egal wie gründlich man ihn schrubbte. Jetzt konnte ich nach wenigen Minuten in einer blitzblanken Porzellanwanne ins heiße Wasser steigen. Die weißen Kachelwände glänzten, und in die Tür war ein großer Spiegel eingelassen.

Auf den Spiegel hätte ich verzichten können. Bisher hatte ich es mühelos vermieden, mich nackt zu sehen, und jetzt ertappte ich mich ab und zu bei einem flüchtigen Blick auf meinen Körper. Ohne Kleider fühlte ich mich unbehaglich, und soweit ich mich entsann, hatte mich auch

noch niemand so zu sehen bekommen. Selbst mein Arzt hatte mir erlaubt, ein Mieder mit Unterrock anzubehalten, wenn er mich einmal untersuchen musste. Umgekehrt hatte ich selbst auch noch niemanden nackt gesehen und wusste nur von Museumsbesuchen, was sich unter der langen Hemdhose eines Mannes verbarg.

Während ich genüsslich im warmen Wasser lag, machte ich mir Gedanken darüber, was ich zu meinem Vorstellungsgespräch anziehen sollte. Nach reiflicher Überlegung fiel meine Wahl auf ein elegantes, marineblaues Kleid und das passende, mit weißer Spitze abgesetzte Bolerojäckchen. Dank Miss Hall wusste ich, wie man distinguiert aussah, wenn es drauf ankam. Meinem Gesprächspartner würde eine hochgewachsene, ansehnliche, wenn auch nicht schöne junge Dame mit Geschmack und guten Manieren gegenüberreten.

Als ich mich angekleidet hatte und es Zeit war aufzubrechen, schlug meine Zuversicht in nervöse Anspannung um. Ich lief zu meiner Kommode, in der ich in einem Muff, einem Erbstück von meiner Mutter, mein Tagebuch versteckte.

2. Oktober 1907

*Endlich gehe ich zu meinem ersten Vorstellungsgespräch. Ich darf keine Selbstzweifel hegen. Wieso auch sollten sie mich nicht nehmen? Schließlich bringe ich alle Voraussetzungen für die Stelle mit, das kann ihnen nicht entgehen. Jetzt heißt es nur noch: Ruhe bewahren, statt sich wie eine dumme kleine Göre aufzuführen.*

Der Fahrstuhl brachte mich ins marmorne Foyer des Mansfield hinunter, wo mich an der Eingangstür der rot-haarige Portier begrüßte. »Taxi, Miss?«

»Nein, danke.«

Obwohl meine Antwort immer gleich ausfiel, fragte er jedes Mal aufs Neue. Vielleicht missfiel es ihm, dass eine junge Frau alleine durch die Großstadt streifte. Doch vielleicht bildete ich mir das einfach nur ein, weil ich so viel Freiheit nicht gewöhnt war. Jedenfalls war es lächerlich, sich über die Meinung des Türstehers Gedanken zu machen.

Als ich am Madison Square Garden vorbeikam, flatterten die Fähnchen für die Pferdeschau im Wind. Ich hätte einen Schirm mitnehmen sollen. Düstere Regenwolken ballten sich am Himmel zusammen. An der Ecke mit der imposanten Kirche fiel mir ein, dass ich den Brief an Tante Ida noch nicht beantwortet hatte, in dem sie wissen wollte, in welche Kirche Vater und ich gingen. Meine gottesfürchtige Tante, Vaters jüngere Schwester, war nach dem Tod meiner Mutter für einige Zeit bei uns eingezogen. Ich konnte unmöglich zugeben, dass wir seit unserem Umzug in die Metropole noch kein einziges Mal zum Gottesdienst gegangen waren.

In einiger Entfernung ragte das Stahlgerüst des halb fertigen, atemberaubenden Metropolitan Tower in den Himmel – des höchsten Gebäudes der Welt. An der Baustelle türmten sich Marmor und Stahl auf dem Bürgersteig. Ich überquerte die Straße und nahm eine Abkürzung durch den Madison Square Park.

Da hörte ich eine Frau schreien. War sie in Bedrängnis? Als ich der Stimme folgte, erkannte ich, dass jemand eine

Ansprache hielt: Eine Frau stand inmitten einer kleinen Menschengruppe auf einem Podest. Die Frau trug ein eng anliegendes, weißes Kostüm zu einem Hut mit ausladenden, gelben Federn. Hinter ihr stand auf einem gelben Banner: »Wahlrecht für Frauen«.

»Ich beschwöre Sie, die Stimmen Ihrer treu sorgenden Ehefrauen und Mütter nicht zu unterdrücken!«

Ich blickte in die Runde der Zuhörer, fast ausschließlich Männer, und hätte zu gern gewusst, ob die Worte ihnen nahegingen.

»Verwehren Sie Ihren Töchtern nicht ein Grundrecht, das jedem Angehörigen dieser Nation zusteht.«

Ein junger Mann, der neben mir stand, warf den abgekauten Rest eines Apfels in ihre Richtung, der ihren Kopf nur knapp verfehlte. Sie achtete nicht darauf und fuhr fort: »Solange Sie nicht an unserer Seite kämpfen, wird sich nichts ändern! Die Zukunft liegt in Ihrer Hand!«

Es schien nicht gerecht, dass die Chance der Frauen vom Wahlrecht der Männer abhing. Wieso sollten sie über unsere Zukunft bestimmen?

Sie reckte die geballte Faust in die Höhe und schloss mit den Worten: »Gebt Frauen das Recht zu wählen!«

Hier und da johlte jemand in der Menge, doch die Mehrzahl zollte ihr höflichen Applaus. Als sich die Menschengruppe zerstreute, setzte ich mit dem Hochgefühl, so nah am Puls der Zeit zu leben, meinen Weg Richtung Broadway fort. Vater klagte in regelmäßigen Abständen, seit seiner Jugend sei es mit der Stadt bergab gegangen, doch in meinen Augen stand unsere Wohngegend den Boulevards von Paris in nichts nach. Ich war zwar noch nie in Paris, doch immerhin hatte unsere Klasse mit Miss



Hall die Kunstgalerie in Pittsfield besucht, um die französischen Impressionisten zu sehen. Meine liebe Busenfreundin Daisy rühmte die Schönheit dieser Gemälde in den höchsten Tönen. Sie hatte künstlerisches Talent und träumte davon, eine erfolgreiche Malerin zu werden.

Daisy. Wenn sie jetzt nur hier sein könnte! Im Internat waren wir unzertrennlich gewesen. Wir ergänzten uns perfekt: Sie war klein, ich groß; sie war kreativ, ich eher praktisch veranlagt; sie hatte eine verwitwete Mutter, ich einen Witwer zum Vater. Beide hatten wir Charlotte Perkins Gilman und Harriet Martineau gelesen und waren von dem Gedanken an die Gleichberechtigung der Frau beseelt. Wir hatten Pläne geschmiedet, eines Tages ein unabhängiges Leben zu führen, und wollten unsere Eltern von dem Vorhaben überzeugen, dass wir uns in New York gemeinsam eine Wohnung nahmen. Statt uns dem Ehejoch zu beugen, wollten wir unser Leben mit ganzer Kraft einer beruflichen Laufbahn widmen. So würde sie eine berühmte Künstlerin und ich eine erfolgreiche Geschäftsfrau werden.

Am anderen Ende des Parks blieb ich inmitten des Lärms von Hupen, Pferdeschellen und Peitschenknallen stehen, um vor dem Flatiron an der Kreuzung von Broadway und Fifth Avenue die Straße zu überqueren. Als der Verkehrsstrom endlich ein wenig nachließ, trat ich vom Bürgersteig. Rechts neben mir nutzte ein offener Touristenbus dieselbe Gelegenheit, und hätte ich nicht einen Satz zurückgemacht und der Fahrer gebremst, hätte es böse enden können. Der Fremdenführer, der oben bei den Reisenden saß, rief in sein Megafon: »Husch, husch, junge Dame, Sie haben den Vortritt!« Ich konnte nicht sagen, ob

er höflich sein oder nur sehen wollte, ob ich mit heiler Haut über die Straße kommen würde.

Also hielt ich mir den Hut auf dem Kopf fest und lief los. Geschickt wich ich einem Handwagen von links, einem Lieferwagen von rechts und einem Haufen Pferdeäpfeln auf dem Pflaster aus. Nachdem ich den Parcours unbeschadet durchlaufen hatte, reihte ich mich in den Fußgängerstrom auf dem Broadway ein.

Wie nach dem Schulabschluss bald deutlich wurde, konnten Daisy und ich unsere Pläne nicht verwirklichen: In den folgenden Sommermonaten unternahm sie mit ihrer Mutter eine Europareise, und als der Herbst nahte, bekam ich einen Brief von ihr, in dem sie sich entschuldigte und mir erklärte, unsere Idee mit New York müsse noch ein wenig warten. Sie hatte die Chance, ein Jahr lang an der renommierten Royal Academy in London zu studieren. So sehr ich mich für sie freute, so enttäuschend war die Nachricht für mich selbst. Das Jahr war längst vorbei, doch Daisy blieb in London – ohne weitere Entschuldigungen. Der Plan, uns in New York eine Wohnung zu teilen, war nichts weiter gewesen als ein schöner Traum.

Bis zur dreiundvierzigsten Straße war es nicht mehr weit. Da Vaters Woolworth-Filiale ganz in der Nähe lag, suchte ich in der Menge unwillkürlich nach seinem Gesicht, auch wenn die Wahrscheinlichkeit, ihm zufällig über den Weg zu laufen, gleich null war. Auf der anderen Seite der breiten Durchgangsstraße schloss ich mich nun den Frauen an, die in einem unablässigen Strom durch die Flügeltür von Macy's drängten. Drinnen stand ein Mann mit rosigem Gesicht am Informationsstand.

»Können Sie mir bitte sagen, wo ich die Personalabteilung finde?«

»Fahren Sie mit der Rolltreppe zum fünften Stock, da gehen Sie bis ganz nach hinten und durch die grüne Tür.«

Ich bedankte mich und wandte mich der Rolltreppe zu, doch im selben Moment ließ ich mich von einem Tenor, der irgendwo im Erdgeschoss eine bekannte Melodie sang, zu einem Umweg verleiten. Als ich der Musik folgte, entdeckte ich schließlich einen gut aussehenden, jungen Mann in schwarzem Smoking, der sich selbst am Klavier begleitete.

*Come away with me, Lucille, in my merry Oldsmobile ...*

Vater hätte das Lied gefallen. Schließlich war er in Cold Spring der erste, stolze Besitzer eines Automobils gewesen. Nur wenige Tage nachdem unser Schmied eine Benzinpumpe installiert hatte, nahm Vater den nächsten Zug nach Poughkeepsie und kaufte einen Runabout. Das Fahrzeug stand noch in der Toreinfahrt unseres Haus. Ich wusste, wie schwer es ihm gefallen war, sein Lieblingsspielzeug zurückzulassen.

*Down the road of life we'll fly, automo-bubbling you and I ...*

Zwei Frauen neben mir ließen sich von der Musik nicht in ihrer Unterhaltung stören. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und belauschte ihr Gespräch.

»Der Aktienmarkt setzt meinem Mann furchtbar zu«, vertraute die eine der anderen aufgeregt an, und die künstlichen Früchte an ihrem Florentinerhut wippten auf und ab. »Ständig redet er davon, dass wir vielleicht in die

Vorstadt ziehen müssen, wenn die Kurse nicht bald wieder steigen.«

*To the church we'll swiftly steal, then our wedding bells will peal ...*

»Und? Wären Sie notfalls dazu bereit?«, fragte die Frau mit den Reiherfedern auf dem Kopf.

»Nur über meine Leiche!«

Federn und Früchte bebten vor Empörung.

*You can go far as you like with me in my Merry Oldsmobile ...*

Ich wäre gerne noch ein wenig geblieben, um den gut aussehenden Sänger zu bewundern, doch es war schon spät, und so riss ich mich los und machte mich auf den Weg in den fünften Stock.

## KAPITEL DREI

### *Amanda*

Nach meinem Besuch bei Mrs. Kelly hatte ich bis zu meinem nächsten Termin noch etwas Zeit. Meine beste Freundin Molly hatte sich ein besonderes Geburtstagsgeschenk für mich ausgedacht und mich wegen meiner Schlafstörungen bei einem Hypnotiseur angemeldet. Zwar war ich skeptisch, doch seit sie sich mit seiner Hilfe das Rauchen abgewöhnt hatte, sprach sie nur in den höchsten Tönen von diesem Arzt. Fest stand, dass sich Molly bis dahin von keiner wohlgemeinten Warnung – vor Krebs oder Falten im Gesicht – je hatte beeinflussen lassen, und so war an der Sache vielleicht doch etwas dran. Zumindest amüsant würde es sicher werden.

Er hatte seine Praxis nur ein paar Blocks entfernt in der MacDougal Street, gegenüber dem Washington Square Park. Ich genoss es, an diesem warmen, nicht allzu schwülen Dienstagnachmittag die Fifth Avenue entlangzuschlendern. Für mich war es der zweite »Wochenendtag«. Samstags und sonntags war im Laden am meisten los. Ich beschloss, mich eine Weile in den Park zu setzen, um in dem Tagebuch zu blättern, und fand eine freie Bank mit Blick auf den Triumphbogen am Washington Square. Kaum schlug ich es auf, ließ sich neben mir eine Mutter

mit Kinderwagen nieder. Sie strahlte vor Stolz auf ihr Baby, und so machte ich ihr ein nettes Kompliment. »Was für ein süßer Fratz. Wie alt ist die Kleine denn?«

»Sechs Monate.«

Das Kind brach in ein unwiderstehliches, zahnloses Lächeln aus. »Sie ist entzückend.« So entzückend, dass es mir einen Stich gab. Mit Ende dreißig war für mich das Ticken der biologischen Uhr längst nicht mehr zu überhören. Ohne ersichtlichen Grund verzog das Baby das Gesicht und schrie los.

»Es ist Zeit für ihren Mittagsschlaf«, sagte die Mutter ratlos, »aber sie will nicht schlafen.«

Ich sah sie mitfühlend an und nutzte die Gelegenheit, um mich zu verabschieden. Ein prüfender Blick auf mein Handy sollte der Mutter zeigen, dass ich einen wichtigen Termin hatte, und so steckte ich das Tagebuch wieder in die Tasche, wünschte den beiden noch einen schönen Tag und machte mich auf den Weg.

Die Praxis von Dr. Markoff befand sich in einem Eckhaus. Der Portier winkte mich mit einer stummen Kopfbewegung durch, und als ich das Wartezimmer betrat, hatte ich schon eine Entschuldigung für die Sprechstundenhilfe auf den Lippen, wieso ich zu früh kam, doch mich empfing nur das leichte Rauschen eines Generators. Kaum saß ich auf einem Sofa mit grünem Twillbezug, musste ich gähnen. Könnte ich doch nur diese bleierne Müdigkeit, die mich am helllichten Tage ständig überkam, für nachts in Flaschen abfüllen!

Ich schlug das Tagebuch auf und vergaß über Olive Westcotts Ambitionen, Einkäuferin für ein Kaufhaus zu werden, meine Erschöpfung. Mit diesem Beruf hatte ich

selbst einmal geliebäugelt. In meiner Jugend hatten Jobs in einem der großen New Yorker Kaufhäuser durchaus hoch im Kurs gestanden. Bei Touristen gehörte seinerzeit ein Besuch bei Macy's, Altman's, Lord & Taylor oder Bloomingdale's ebenso zum Pflichtprogramm wie der Besuch einer Broadwayshow, eines Restaurants und Museums, während es den Einkaufszentren in den Vorstadtbezirken an Geschichte, unverwechselbarem Profil und Glamour fehlte. Als landesweite Ketten waren sie seelenlos und austauschbar.

Als ich klein war, liebte ich die Einkaufsbummel mit meiner Mom – den Duft nach Parfüm, der einem schon an der Tür entgegenschlug, all diese hübschen, modisch gestylten Frauen hinter den Kosmetiktheken, der Lichterglanz, die schimmernden Spiegel, der funkelnde Schmuck in den Vitrinen. Wie Weihnachten, zwölf Monate im Jahr. In der Abteilung für Kindermoden durfte ich ein Kleid nach dem anderen anprobieren. Meine Mutter brachte eine Engelsgeduld auf. Wäre ich genauso? Würde ich es je erfahren?

Als Teenager hatte ich bei den Shoppingtrips mit meiner Mom die klassischen Machtkämpfe ausgefochten und lieber mit Freunden oder noch besser allein, aber immer noch sehr gerne in den ehrwürdigen Häusern gestöbert. Jenseits der Zwanzig beobachtete ich, wie diese Kultstätten der Stadt Jahr um Jahr immer mehr an Glanz verloren, als könnte sich plötzlich niemand mehr ihren früheren Reiz erklären.

Das Räuspern eines Mannes riss mich aus meinen Gedanken. »Miss Rosenbloom?«

»Ja, guten Tag.«

Ich hatte mit einem jüngeren Mann gerechnet, vielleicht mit einem kleinen Spitzbart und schwarzem Sakko über einem schwarzen Rollkragenpullover. Wie sich zeigte, war Dr. Markoff ungefähr siebzig, groß und hager, mit grauem Haar und Altersflecken. Er stand in dunklem Anzug, weißem Button-down-Hemd und – zu meiner Freude – mit roter Fliege vor mir. Als ich in sein Sprechzimmer trat, grüßte ich ihn beschwingt, als wäre ich der glücklichste Mensch auf der Welt.

Der Raum war klassisch-elegant eingerichtet: rot-blauer Orientteppich, Sofa und Chippendale-Tisch mit Klauenfüßen. Dann entdeckte ich an der Wand ein altes, phrenologisches Diagramm von einem menschlichen Kopf, auf dem die verschiedenen Charaktereigenschaften bestimmten Hirnregionen zugewiesen wurden.

Wir saßen uns gegenüber – er in einem großen Ledersessel, während die durchgesessenen Polster meines kleineren Stuhls mit Mikrofaserstoff bezogen waren. Auf dem Regal hinter ihm hatten die Buchstützen die Form zweier Kopfhälften im Längsschnitt.

»Nun«, eröffnete er das Gespräch, »was kann ich für Sie tun?«

»Ich habe Schlafprobleme.«

»Insomnie?«

Ich hatte etwas gegen das Wort, weil es klang, als hätte ich eine Krankheit. »Also, seit Monaten bin ich bis vier oder fünf Uhr morgens wach und am nächsten Tag ständig müde.«

»Ja, Insomnie. Ich nehme an, Sie haben schon die einschlägigen Medikamente ausprobiert?«

»Bis jetzt hat nichts geholfen. Meine Freundin Molly



hat mit Ihrer Hilfe das Rauchen aufgegeben und Sie empfohlen. Vielleicht sollte ich auch einfach nur das Schlafmittel wechseln. Eine Zeit lang hab ich es mit Ambien versucht, aber dann hat es nicht mehr gewirkt.«

»Schlaftabletten können süchtig machen. Ich würde Ihnen nur vorübergehend dazu raten, in Ausnahmefällen. Hypnose kann wirklich helfen, besonders wenn das Problem auf zwanghaftes Grübeln zurückzuführen ist. Wollen Sie es einmal probieren?«

»Ich weiß nicht, vielleicht sollte ich erst ein paar Tage lang zwanghaft darüber nachgrübeln.« Ich grinste, damit er sah, dass es als Witz gemeint war.

Er quittierte die Bemerkung mit einem Lächeln. »Wichtig ist dabei, dass der Patient bereit ist, etwas zu ändern und daran zu glauben, dass sich etwas ändern lässt. Es wäre hilfreich für mich, wenn ich wüsste, was Sie beschäftigt. Können Sie konkrete Probleme oder wichtige Entscheidungen benennen, die Sie nachts umtreiben, so dass Sie nicht schlafen können?«

Nachdem ich das alles tausendmal mit meinem ehemaligen Therapeuten durchgeackert hatte, verspürte ich wenig Lust, mich diesem Fremden zu offenbaren. Andererseits konnte ich gleich wieder gehen, wenn ich nicht bereit war, mit ein paar hässlichen Geheimnissen herauszurücken.

»Also«, fing ich an, »ich habe ein Verhältnis. Mit einem verheirateten Mann. Wir sind schon seit sechs Jahren zusammen, und seit ungefähr fünf Jahren versuche ich, mit ihm Schluss zu machen. Durch die Psychotherapie hatte ich gehofft herauszufinden, wieso ich es nicht schaffe.«

»Und? Haben Sie es herausgefunden?«



Stephanie Lehmann

## **Das Tagebuch der Jane Kelly**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-41149-4

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Vintage-Kleider, ein geheimnisvolles Tagebuch und die Suche nach der wahren Liebe

New York, am Astor Place: In einen Muff eingenäht findet Amanda, Besitzerin eines Vintage-Ladens, ein Tagebuch, das dort offensichtlich jemand sicher verwahren wollte. Amanda erzählt niemandem von ihrem Fund und macht sich daran, das Tagebuch zu lesen. Sie wird tief in das Jahr 1907 und die Lebensgeschichte der 20-jährigen Olive Westcott hineingezogen. Immer mehr Parallelen entdeckt sie zwischen sich und der jungen Frau, und viele Fragen kommen auf, deren Antworten Amanda in dem geheimen Tagebuch vermutet ...